

Nr. 22. Posen, den 28. Mai. 1893.

Der Freund des Todes.

Eine phantastische Geschichte aus dem Spanischen des Don Pedro de Alarcon.

Deutsch von Babette Arnous.

(Fortsetzung.)

X.

Gil wird glücklich und damit endet der erste Theil der Erzählung. Am folgenden Tage, dem 1. September, um neun Uhr morgens durchschritt Gil Gil einen Saal des Palastes Rionuevo. Jener Palast gehörte ihm jetzt, denn er war Graf, anerkannt und legitimirt durch das Gesetz und die Papiere seines Vaters, die der Herzog und der Erzbischof von Toledo an dem von der Gräfin bezeichneten Platze gefunden hatten.

Am vorhergehenden Abende hatte ihm ebenfalls ein Bote Philipp V., welcher sich endlich entschlossen hatte, den Thron San Fernando's zu besteigen, den Titel eines Leibarztes überbracht, ihn zum Herzog ernannt und ihm außerdem dreißigtausend Pesos in Gold auszahlen lassen. Demnächst sollte sich auch seine Vermählung mit Helene von Monteclaro vollziehen.

Was den Tod anbelangt, so hatte ihn Gil Gil vollkommen aus dem Gesichte verloren, seitdem er am vorhergehenden Morgen die Palaststufen heraufgestiegen war, um die Seele Ludwig I. zu holen. Trotzdem kam Gil plötzlich der Gedanke, daß sich der Tod ihm als Beistand bei seiner Vermählung mit Helene angeboten hatte, und dies war der Grund, daß er ernst und beklommen einherwandelte.

„Jetzt," sagte er zu sich selbst, „bin ich vornehm, reich und mächtig! Ich werde das Wesen, das ich vergöttere, zur Gattin erhalten . . . und doch fühle ich mich nicht glücklich. Schon gestern Abend, als ich Helene betrachtete, so wie bei meiner letzten Unterredung mit dem Tode konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß ein fürchterliches Geheimniß mich umgiebt. Ich muß die Verbindung mit der finsteren Gottheit, die mich beschützt und erschreckt, abbrechen. Es wird undankbar sein! . . . Mag es . . . Aber, wird er nicht daraus Gelegenheit nehmen sich zu rächen? Nein, nein, ich will den Tod nicht mehr sehen!"

Der junge Herzog begann über die Art und Weise nachzudenken, durch die er sich bis zum Ende seines Lebens von der Freundschaft des Todes befreien könne! — „Thatsache ist, daß ich nicht ohne den Willen des Allerhöchsten sterben werde. Der Tod darf mir kein Leid anthun, da es nicht in seiner Macht steht, mein oder Helenes Sterben zu beschleunigen. Augenblicklich ist's nur die Frage, wie ihn nicht sehen, nicht hören. Seine Stimme erschreckt mich, seine Offenbarungen stimmen mich trübe, seine Gespräche flößen mir Verachtung aller Dinge, des ganzen Lebens ein!

Ah! ein Ausweg . . . Der Tod stellt sich nur ein, wo er etwas zu holen hat. Wenn ich mit Helene ganz allein auf dem Lande lebe, wird mich mein Freund in Frieden lassen, so lange, bis er auf Befehl des Höchsten unmittelbar zu uns kommt, um einen von uns zu holen. Und um ihn unterdessen auch in Madrid nicht zu sehen, werde ich mit verbundenen Augen leben."

Entzückt von diesem Gedanken strahlte unser Jüngling vor Vergnügen, gleichsam, als wäre er von langer Krankheit genesen. Er glaubte sich für lange Zeit auf Erden gesichert.

Am folgenden Abende um sechs Uhr, wurde auf einer reizenden Besitzung am Fuße des Guadarrama, welche dem jungen Grafen und Herzog gehörte, seine Vermählung mit Helene von Monteclaro gefeiert. Eine halbe Stunde später kehrten die Gäste nach Madrid zurück und das junge Paar blieb in dem schattigen Garten allein.

Gil hatte sich nicht nach dem Tode umgesehen.

Und hier könnten wir die gegenwärtige Geschichte beenden, gerade hier, wo sie in Wahrheit anfängt interessant und heiter zu sein.

XI.

Der Sonnenuntergang.

> Er liebte und wurde geliebt. Er betete an und wurde angebetet. Nach dem Naturgesetz haben die Seelen zweier Liebenden, die in einander verschmelzen, bereits aufgehört zu sein.
>
> Lord Byron.

Gil und Helene liebten sich, gehörten einander, waren frei und waren allein. Die Erinnerungen der Kindheit, der Schlag ihrer Herzen, der Väter Wille, Reichthum, Geburt, der Segen Gottes, alles vereint verband sie.

Sie, welche sich mit Vergnügen sahen, als sie noch Kinder waren, welche sich um ihrer gegenseitigen Schönheit willen in der Jugendzeit liebgewonnen, sie, welche zu gleicher Zeit wegen der Trennungsqualen geweint hatten, sie hießen Gil und Helene, Helene und Gil. Diese durch die Vorsehung unzertrennlichen Seelen waren endlich in einander aufgegangen, ihre elende, einsame Individualität schien sich in feierlicher, mystischer Stunde zu einer unendlichen Glückseligkeit zu vereinigen, zwei Flüssen gleich, die, auf dem nämlichen Gebirge entsprungen, von einander

getrennt in ihrem gewundenen Lauf, sich doch wieder in der feierlichen Erhabenheit des Oceans vereinigen und verschmelzen.

Es war Abend; und doch schien es nicht der Abend eines einzigen Tages, sondern der Abend des Daseins der Welt, die Nacht der ganzen Zeit zu sein, die seit der Schöpfung verstrichen war.

Die Sonne sank melancholisch unter; das schimmernde Abendroth vergoldete die Vorderseite des Landhauses und drang durch die üppigen grünen Weinranken einer geräumigen Laube, die wie ein Thronhimmel zu Häupten des jungen Paares schwebte.

Die ruhige, laue Luft, die letzten Blumen des Jahres, die unbeweglichen Vögel in den Zweigen der Bäume, die ganze Natur wohnte still und träumerisch dem Scheiden jenes Tages, jenem Sonnenuntergange bei, als sollte er der letzte sein, der sich den Menschen zeigte; als wenn die Königin der Gestirne am nächsten Tage nicht so erhaben und heiter und verschwenderisch Leben und Jugend spenden sollte, wie sie es an so vielen Morgen Jahrtausende lang gethan hatte.

Man möchte sagen, in jenem Augenblicke habe die Zeit still gestanden, müde des ewigen Kreislaufes sich auf der Wiese ausgeruht, um sich die feierliche Geschichte von der Liebe und dem Tode zu erzählen.

Ebenso gut hätte man auch sogar sagen können, daß in jenem Augenblicke ein Abschnitt der Weltgeschichte beendet wurde, daß alles Geschaffene einen ewigen Abschied von einander nahm: Der Vogel von seinem Nest, der Zephir von den Blumen und Bäumen, die Sonne von den Bergen; daß die innige Vereinigung, in welcher alles gelebt, indem es sich gegenseitig Farbe oder Wohlgerüche, Musik oder Bewegung lieh und sich in demselben Herzschlag des allgemeinen Daseins verschmolz, um für immer unterbrochen und künftig neuen Gesetzen und Einflüssen unterworfen sei.

Man hätte auch sagen können, daß sich an jenem Abende die geheimnißvolle Verbindung gelöst habe, welche die Einheit und Harmonie der Kreise bildet, eine Verbindung, die den Tod der vergänglich geschaffenen Dinge unmöglich macht, weil sie die Materie unaufhörlich verwandelt und erneuert, die nichts trennt, sondern immer nur vereint, verklärt und verschönt.

Aber wenn auch nichts und niemand diese erhabene Erkenntniß, diese befremdliche Täuschung inne wurde, so betrachteten doch Gil und Helene, welche stumm und unbeweglich mit verschlungenen Händen dastanden, aufmerksam das erhabene Trauerspiel — das Dahinsterben jenes Tages, welcher der letzte ihrer Trübsal war. Sie schauten einander mit tiefem Bangen und blinder Liebe, in holdem Vergessen des Weltalls an.

Vielleicht glaubten sie allein auf Erden zu sein, vielleicht auch wähnten sie dieselbe bereits verlassen zu haben.

Seit die Trauzeugen fortgegangen waren und das Geräusch der letzten Schritte auf der Straße verhallt war, hatten sie nichts zu einander gesprochen. Nichts! Sie begnügten sich mit dem Entzücken gegenseitigen Anschauens. Sie saßen auf einer Rasenbank von Laub und Blumen umgeben, mit dem unendlichen Himmel vor Augen, frei und allein; zwei Möwen gleich, mitten in der Wüste des Oceans auf wogenfeuchten Algen. Sie waren ganz in gegenseitige Betrachtung versunken und geizten mit ihrem Glück, den Kelch der Wonne in den Händen, ohne zu wagen ihn an die Lippen zu setzen, aus Furcht, daß alles nur ein Traum sei, oder lieber einem größeren Glück entsagend als vielleicht das verlieren zu können, welches sie besaßen. Sie saßen holdselig da, unschuldig jungfräulich, schön und unbegehrlich wie Adam und Eva im Paradiese vor dem Sündenfall.

Helene, dies neunzehnjährige Mädchen stand in der Fülle ihrer eigenartigen Schönheit, sie war, besser gesagt, in jenem flüchtigen Moment zwischen Jungfrau und Weib, schon im Besitz ihres Zaubers, Kennerin ihres eignen Wesens, reich an Segen des Himmels und Verheißungen von Glückseligkeit, konnte alles empfinden und hatte doch noch nichts empfunden zugleich Kind und Weib ... Eine von den bebenden Strahlen der Sonne aufgelöste Rose, die alle ihre Blätter entfaltet hat, all ihren Zauber zeigt und die Liebkosungen des Westwindes empfängt, und die doch dabei Form, Farbe und Duft des zarten Knöspchens bewahrt hat.

Helene war schlank und schön geformt. Ihren kleinen, runden Kopf krönte goldiges Haar; golden an den Schläfen und kastanienbraun in seinen dichten Wogen, die sich in üppiger Fülle über einen weißen Hals ergoß, der schlank gebogen, wie der einer Juno war. Ihre blauen Augen schienen das unendliche des unerschaffenen Gedankens wiederzuspiegeln. Von jenen Augen konnte man sagen, je länger man sie betrachtete, je weniger sah man. Sie hatten Farbe und Glanz vom Himmel entlehnt.

Wirklich es war so: in Helenes Blick strahlte der Abglanz der Ewigkeit, des geläuterten Geistes, der unsterblichen Leidenschaft, die nicht der Welt Eigenthum sind. Ihre Haut war bleich und weiß wie das Wasser bei einbrechender Nacht und zugleich halb durchsichtig wie Perlmutter, denn die Röthe des Blutes schimmerte nicht hindurch, nur einzelne blaue Adern unterbrachen die bleiche, anmuthige Weiße, sonst hätte man meinen können, Helene sei aus Marmor gemeißelt. Dieses Engelsangesicht hatte den Mund eines Weibes; er war roth wie eine Granatblüthe, jener kleine, halbgeöffnete Mund und dabei feucht schimmernd wie eine Muschel, ein Mund, von dem man sagen konnte, daß er in dem milden und wollüstigen Hauch getauft war, wie der Seufzer, der ihm entfloh.

Helene war weiß gekleidet, was ihre eigene Schönheit nur erhöhte. Sie gehörte zu den Frauen, welche durch ihren Putz nichts verhüllen; der heidnischen Minerva gleich, welche durch ihre Gewänder hindurch die reinen Formen ihrer olympischen Schönheit ahnen läßt. Auch die hohe Schönheit der jungen Gattin schien durch Seide und Spitzen ihres Gewandes hindurch zu leuchten wie die Najaden und Nereiden mit ihren schimmernden Gliedern den Grund des feuchten Meeres erhellen.

Sie war der von Pygmalion geschaffenen Statur vergleichbar, als sie zum erstenmale, von dem Kuß des Künstlers belebt, sich zauberisch zu ihm beugt.

So sah Gil Helene am Hochzeitabende.

So sah er sie ... so war sie sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

Der Büchsenmacher feiert einen Triumph. „Ich habe bisher über 5000 Stück Scheeren abgesetzt mit drei Dienstleuten: in der Friedrichstraße, der Leipziger Straße und unter den Linden. Ich berechne rund 2000 Mark Gewinn. Davon gehen 800 Mark für die Leute, Auslagen u. s. w. ab, bleiben 1200 Mark, wovon ich 300 Mark für mich zurückbehalte und Ihnen 900 Mark schicke, nebst dem zurückgewonnenen Anlagekapital in Höhe von 500 Mark. Was habe ich gesagt? Wir schlagen eines Tages den Lumpenhund und Spitzbuben (einen faulen Solinger) aus dem Felde.

Heller verfügt über 1400 Mark, sie kommen wirklich an! Er giebt 1000 Mark zum Bankier, 400 Mark behält er für persönliche Ausgaben zurück.

Morgen ist nun heiliger Abend. Er ist wieder zu Mehrings geladen — nein, er kann da nicht hingehen! Auch die Frage, wie er sich zu den Frauen unten im Hause verhalten soll, peinigt ihn. Am besten wär's wirklich, er verreiste. Damit ginge er Allem aus dem Wege.

Ein kurzer Entschluß — am andern Morgen befindet er sich auf dem Wege zu seinem Schwager. Hat er auch selbst

keine Freude am heurigen Fest, so bereitet er wenigstens Freude. „Ueber Geschäftssachen kein Wort!“ raunt er dem Schwager beim Empfang zu. Und er ist der gute Bruder und Onkel, wenn auch seine Schwester findet, er sei viel stiller geworden — und er habe doch alle Ursache vergnügt zu sein.

O du Unschuld!

Was ihn eigen berührt, ist dieses Familienleben. Er kommt sich so einsam und weltverloren vor, doppelt nach dem, was vorgegangen.

Nach den Feiertagen zurückgekehrt, findet er auf seiner Stube ein Packet. Wer kann das geschickt haben? Es ist eine Stadtpostsendung.

Das unbekannte Nähmaschinenfräulein fällt ihm ein. In der That, es ist von ihr: ein Papierkorb mit Stickerei, ein rührendes Briefchen und — 75 Mark! Die Abzahlung. Dies ist wirklich eine dankbare Seele. Außerdem ein sehr fleißiges, geschicktes Mädchen, und von viel Geschmack.

Es weht ihn etwas an, ein Hauch wie der warme Athem aus Mädchenmund. Im Gefühl der Einsamkeit stellt sich jene unbekannte Person auf, von der es ausgeht, vermummt, und eben darum die Phantasie beschäftigend. Stephan Heller hat die Adresse dieses Mädchens, und er beschließt mit einer Art Trotz, sich bei ihr persönlich zu bedanken.

Die Straße liegt in einer Vorstadt der kleinen Leute. Es erweist sich, daß die Gesuchte die Hälfte der oberen Etage eines schmalen zweistöckigen Häuschens bewohnt, und Heller hat Mühe, in dem Treppendunkel heil hinauf zu kommen.

„Herein!“ Und da steht sie nun — wenn sie's ist — und vom Sopha erhebt sich ein alter Mann im Schein einer niedrigen Lampe. Das dort muß seine Nähmaschine sein. Allerlei Zuschnitt liegt auf Stuhl und Tisch; er hat ihre Arbeit unterbrochen.

„Fräulein Rosa Berner?“ fragte er.

„Ja,“ sagt sie mit tiefer, ruhiger Stimme. Er kann im Grunde nur ihre schlanke Figur sehen — sie ist nicht groß, aber gut gewachsen.

„Ich heiße Stephan Heller und habe den Wunsch, mich persönlich zu bedanken. Sie haben wieder so freundlich meiner gedacht, mein Fräulein.“

Sein Name elektrisirt das junge Mädchen wie den Mann vor dem Sopha.

„Ach, das ist mir eine große Freude! Bitte, nehmen Sie Platz . . .“

„Ich störe aber Ihre Arbeit . . .“

„O, da schweigt alle Arbeit. Ich danke ja Ihnen die Möglichkeit dieser Arbeit. Sie ahnen nicht, welch' einen Segen Sie uns gespendet, theurer Herr —“

Und sie setzt sich in den Lampenschein und er kann dies hübsche, ernsthafte, etwas blasse Gesicht mit dem klaren, verständigen Blick der großen Augen sehen. Diese Augen sind wahrlich sehr schön — das ist überhaupt kein gewöhnliches Nähmädchen.

Heller erzählt, daß er das Fest über verreist gewesen und eben erst zurückgekehrt sei. Er kommt nicht nur um zu danken. Er will sich überzeugen, wie er diese rührende Aufmerksamkeit am erwünschtesten wett machen kann.

„Mit nichts — Ihr Besuch ist uns die größte Freude.“

Davon kann natürlich nicht die Rede sein. Das Fräulein wird sich die Frage überlegen, ihm einen Bescheid geben, wenn sie ihn nicht erzürnen will. — Aber wo ist die Mutter?

Die ist im vergangenen Jahre gestorben.

Der Vater ist Lehrer mit kärglicher Pension, ohne die Arbeit der Tochter kann man den Haushalt nicht aufrecht erhalten — die Pension ist beinah' für den Arzt daraufgegangen. Aber die Nähmaschine hat über alle Sorgen hinweggeholfen.

„Ich möchte ein Bischen Sonnenschein in Ihr Leben bringen,“ sagt Heller, dem es in diesem Stübchen mit den Bratäpfeln im warmen Ofen ganz merkwürdig heimlich zu Muthe ist. Ich möchte Sylvester Ihr Gast sein — aber wir machen Picknick!“

Sie ist verlegen, purpurroth . . .

„Verzeihen Sie — Sie haben anderen Besuch?“

Nein, nein, wir haben gar keinen Verkehr — nur — ich habe Aufträge übernommen und werde den Sylvesterabend noch dringend gebrauchen.

„Gut. Vielleicht haben Sie den Neujahrstag frei?“

„Wenn Sie diese beschränkte Häuslichkeit nicht abhält? . . .“

Heller kommt ordentlich der Muthwille an. „Ja, was glauben Sie denn, Fräulein Berner, über was für eine Häuslichkeit so ein einsamer Junggeselle, der Chambregarni wohnt, verfügt?“ lacht er. „Aber ich darf den Festbraten liefern. Sie dürfen nicht abwehren, Sie haben ihn im vorigen Jahre auch nicht zurückgeschickt. Ich thue, als hätte ich hier ein Wort mitzureden.“

Gut und abgemacht. Heller reicht dem Papa die Hand zum Abschied, und er hält auch ihre weiche, kleine Hand in der seinen.

Ach das ist nun so ein Mädchen . . . sie ist blutarm, und man merkt es ihr nicht an. Nein in nichts, in keiner Bewegung, in keinem Wort. Ein vortreffliches, ehrenwerthes und hübsches Mädchen; es wird einem herzlich wohl in ihrer Nähe.

Den Sylvesterabend bringt er bei Mehring zu — es kostet ihm weit weniger Ueberwindung, als er geglaubt. Am Neujahrstag findet er früh einen Brief unter den Tasse: Frau Briesemeister kündigt ihm die Wohnung für Ostern, sie wird jetzt öfter Logirbesuch bekommen und braucht die Zimmer. „Hm — hm!“ Heller hat doch eine peinliche Empfindung davon. Aber als er sich auf den Weg zu Berners macht, ist sie verflogen.

Im Grunde ist's so eine glückliche Lösung.

* * *

Seinem Schwager hat er die Zinsen geschenkt. Der Kandidat schickt pünktlich. Von dem Büchsenmacher laufen noch 500 Mark als Abschluß für das verflossene Jahr ein. „Sie werden sehen, dies Jahr geht's großartig mit der Lieutenantsscheere.“ Heller lacht — er hat noch nicht einmal eine von seinen Scheeren in der Hand gehabt, er bestellt sich eiligst ein Dutzend. Der Hypothekenzins vom Gute ist erst wieder im Frühjahr fällig.

Heller hat jetzt wiederum 1500 Mark beim Bankier. Er sieht der Forderung der 4000 Mark für die Scheerenfabrikation mit Ruhe entgegen: den Rest wird ja wohl die Wunderscheere auch noch abwerfen.

Gegen Ende des Monats läuft ein amtliches Schriftstück ein, am Umschlag sofort als solches kenntlich, und versetzt Heller in Erstaunen und Neugier.

„Himmel und die Welt!“

Es ist eine gerichtliche Benachrichtigung, daß auf Antrag der Landschaft als Hypothekengläubigerin wegen Nichtzinszahlung das Gut Wendeborn, auf dem seine Hypothek steht, zur Versteigerung gelangt. Termin am 1. März.

Der Mann hat sich auf dem Gute also nicht halten können. Aber wie ist das möglich? Wahrscheinlich hatte er zu wenig Betriebskapital. Aber bei diesem Werthe des Gutes konnte es ihm doch nicht so schwer geworden sein, noch etwas Hypothek aufzunehmen!

Von dieser Sache spricht Heller mit Butterweck, der seine Ansicht theilt. „Der Mann muß doch außerdem soviel Inventar gehabt haben, daß man sich davon bezahlt machen konnte, ohne gleich das ganze Gut versteigern zu müssen! Schreiben Sie doch einmal an den Kollekteur, vielleicht kennt er die Verhältnisse genauer.“

Der Kollekteur meldet: „Der Mann kann eben nicht wirthschaften. Es ist da eine nette Zucht gewesen, das ganze Inventar hat der Kerl unter der Hand verkauft. Sie brauchen natürlich nicht in Sorge zu sein. Bei dem Werth des Gutes kommt ihre Hypothek allemal mit heraus.“

Er spricht wieder mit Butterweck. Ob er wohl etwas daran verlieren kann?

„Ja das kann ich nicht beurtheilen. Was wollen Sie auch machen? Wenn Sie hingehen und sich herausbieten, falls kein Gebot erfolgt, das Ihre Hypothek deckt, dann haben Sie das Gut auf dem Halse. Was thun Sie damit? Höchstens können Sie verpachten. Aber wer soll Ihnen das abpachten? Wenn kein Inventar da ist, muß der Pächter über große Mittel verfügen, und dann kann er das Gut ebensogut gleich kaufen. Sie werden kaum etwas riskiren, wenn Sie persönlich

davon bleiben und es darauf ankommen lassen: nach der Hypothek der Landschaft zu urtheilen, hat das Gut doch soviel Werth, daß die Kauflust es aller Wahrscheinlichkeit nach über Ihre Hypothek hinauftreibt."

So ganz ruhig ist Heller doch nicht; es giebt einen Monat fieberhafter Spannung.

Sehr sonderbar ist, daß die bestellten Lieutenantsscheeren nicht ankommen, überhaupt keinerlei Nachricht von dem Büchsenmacher. Drei Briefe bleiben unbeantwortet. Ist der Mann erkrankt?

Heller faßt einen Entschluß und erkundigt sich bei der hauptstädtischen Polizei nach ihm. Diese meldet: Der Büchsenmacher Scholz hat sich abgemeldet und ist laut seiner Angabe nach Westphalen gegangen, um Arbeit zu suchen.

Das Blut steigt Heller zu Kopfe. Was bedeutet das? Ist der Mann ein Schwindler?

Er fragt bei der Messerfabrik von Breitschwert an, ob sie für 6000 Mark Lieutenantsscheeren für Scholz fabrizirt hätten? Antwort: „Nein, keine einzige, der Auftrag ist von Scholz der sich als Kompagnon des Fragestellers legitimirt, nach Vereinbarung zurückgezogen und demselben nach Abzug von 1000 Mark Reugeld der Rest von 5000 Mark ausgehändigt worden."

Das ist doch aber zu toll! Heller ist in nicht zu beschreibender Aufregung. „Bin ich denn lauter Banditen in die Hände gefallen?" Dieser Büchsenmacher hat ihm 1900 Mark gesandt und mit dem Rest der 5000 Mark das Weite gesucht — statt 6000 Mark hat Heller 1900 Mark in Besitz.

Er schreibt an die Berliner Staatsanwaltschaft. Dieser Lump soll büßen. In der That, man nimmt dort die Verfolgung des Büchsenmachers auf.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

*** Jakutsk.** Auf eine bedauernswerthe Erscheinung des Aberglaubens unter den Tschuktschen im nordöstlichen Sibirien weisen die „Jak. Eparch. Wed." in Gestalt der bei derselben bisher herrschenden Sitte des Selbstmords der alten Leute hin, worüber das Blatt Folgendes zu melden weiß: Als Motiv des Selbstmordes erscheint der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode, der bis zum Fanatismus entwickelt ist und der Wunsch, das Wiedersehen mit den verstorbenen Angehörigen im Jenseits möglichst zu beschleunigen. Die Seelen der Verstorbenen werden als die Schutzgeister der Familie angesehen. Die Nachbarn, namentlich aber die Verwandten, versuchen den Fanatiker, der zu sterben beschlossen, zu überreden, daß er die Ausführung seiner Absicht verschiebe und sie nicht in Trauer versetze. Aber alle derartigen Bitten erscheinen vergeblich — der Fanatiker ist fest davon überzeugt, daß ihn wichtige Beweggründe zur Ausführung seines Vorhabens veranlassen: er beruft sich auf Traum- und Geistererscheinungen, die ihn quälen, auf Teufel und Verwandte, die ihm während des Schlafes erscheinen und ihn zu sich rufen. Da er von seinem Vorhaben nicht abzubringen ist, so wird mit den Vorbereitungen zum Tode begonnen. Für den Selbstmordkandidaten wird eine neue Kleidung aus weißen Rennthierhäuten, ein neuer Schlitten und das Geschirr für die Rennthiere, die für die weite Reise nach dem etwas entfernt liegenden Jenseits gebraucht werden sollen, angefertigt. Dies Alles geht in langsamer Weise vor sich und nimmt wenigstens 10 bis 15 Tage in Anspruch Endlich ist der für die Ausführung des Selbstmordes bestimmte Tag herangerückt. Es versammeln sich die Anverwandten und Nachbarn. In ihrem Beisein zieht der sich dem Tode Opfernde die neuen Gewänder an und setzt sich in einen Winkel der Jurte (Nomadenzelt). Das Todeswerkzeug befindet sich in den Händen des nächsten Anverwandten. Das Werkzeug kann dreifacher Art sein: Speer, Messer oder Lassoriemen. Will der Selbstmordkandidat vermittelst Messer nach dem Jenseits befördert werden, so wird er von zwei seiner Anverwandten an den Händen festgehalten, während der Dritte, indem er das scharfe Messer an die linke Halsseite anlegt, dasselbe in der Richtung zum Herzen eindringen läßt. Wenn er erstochen zu werden wünscht, so wird durch eine Oeffnung in der Wand der Speer hineingereicht; indem er ihn gegen sein Herz gewendet hält, giebt er zugleich ein Zeichen, daß man ihn ersteche. Wünscht der Fanatiker jedoch erwürgt zu werden, so schlingen zwei Verwandte den Lasso um seinen Hals und zerren ihn so lange nach entgegengesetzten Richtungen, bis das Opfer seinen Geist aufgiebt Der Wille des fanatischen Selbstmordkandidaten ist erfüllt. Der Getödtete wird auf einen bereitstehenden Schlitten gelegt, in halbsitzender Stellung, und auf einen bestimmten Platz hinausgeführt. Hier müssen die dem Todten das Geleit gebenden Personen von ihm Abschied nehmen. Die Rennthiere, die ihn hergebracht, werden erstochen. Der Todte wird seiner Kleidung entblößt, die in kleine Stückchen zerschnitten und zurückgelassen wird, während er selbst, an Händen und Füßen gefesselt, auf den Scheiterhaufen gelegt und verbrannt wird. Die Theilnehmer an der Begräbnißfeierlichkeit streichen das Gesicht und die Hände mit dem Blute des Verstorbenen an und richten Gebete an ihn, in denen sie ihn anflehen, ihrer nicht zu vergessen. Nachdem der Leichnam gänzlich verbrannt und nur mehr noch Asche von ihm geblieben ist, wird die fürchterliche Zeremonie als beendet betrachtet, und die Theilnehmer fahren nach Hause.

*** Rossini's Uhr.** Rossini befand sich einst in einem Kaffeehause, als er, um nach der Zeit zu sehen, seine kostbare Taschenuhr hervorzog und sie repetiren ließ, worauf ein Herr mit der Bitte hinzutrat, die Uhr betrachten zu dürfen. Rossini schmeichelte dieses und prahlte, wie sie ihm der König der Franzosen, Louis Philipp, für eben so viele Noten verehrt, als Brillanten um den Rand des Gehäuses angebracht waren. „Eine kostbare Uhr," sagte der Fremde, „aber ich wette, Sie kennen nicht alle ihre guten Eigenschaften." „Bah," rief Rossini, „ich trage diese Uhr bereits sechs Jahre. Sie ist noch keine Sekunde zu spät oder zu früh gegangen; sie schlägt Stunden, Viertel und Minuten, zeigt den Monatstag, und wenn man hier dreht, so spielt sie die Prephiera aus „Moses"; ich diese Uhr nicht kennen? ich ziehe sie täglich auf und bewache sie wie meinen Augapfel!" „Und dennoch kennen Sie diese Uhr nicht," versetzte der Fremde. „Ich kenne sie genau," rief Rossini. „Sie kennen sie nicht," behauptete der Fremde abermals. „Setzen Sie die Uhr gegen 10 000 Franken, Sie kennen nicht alle ihre Eigenschaften!" Rossini wurde hierüber frappirt. Endlich rief er: „Mein Herr, wenn sie 10 000 Franken zu viel haben, so mag es darum gelten!" „Die Uhr spielt noch ein Stück!" rief jetzt der Fremde, „und enthält Ihr eignes Portrait. In dem Augenblicke, da das Stück ertönt, produzirt sich Ihr Bild. Nun wissen Sie alles, und doch finden Sie weder Ihr Bild noch die zweite Melodie, von der ich gesprochen habe." Die sämmtlichen Gäste horchten infolge des Gesprächs auf und umringten nun die beiden. Rossini schien ärgerlich zu werden und rief: „Sie wollen mich wohl verblüffen, ich gehe die Wette ein!" Nunmehr erbat sich der Fremde die Uhr, drehte einmal am Bügel, und siehe da, rückwärts sprang ein feiner Golddeckel ab, der Rossini's Bildniß verborgen hatte und jetzt »di tanti palpiti« hören ließ. „Ich habe verloren!" seufzte Rossini, „nehmen —" „Behalten Sie nur Ihr Kleinod," entgegnete der Fremde, „mein Gewissen ist noch groß genug. Ich habe diese Uhr verfertigt; ich bin Plivee, königlicher Uhrmacher, und versicherte, als der König diese Uhr bei mir bestellte, daß Sie, Herr Rossini, die Uhr viele Jahre tragen würden, ohne auf ihre Eigenschaft zu kommen. Es sind indeß sechs Jahre vergangen, und ich habe mein Wort gelöst." Rossini schüttelte dem Künstler die Hand. „Ich danke Ihnen," rief er, „ich danke Ihnen mit Innigkeit!"

*** Humoristisches.** Eine Schmeichlerin. Frau (zornig): „Aber Marie, was fällt Ihnen ein, meine Schuhe mit der Zahnbürste zu putzen!" — Marie: „Gnä' Frau, die anderen Bürsten sind alle für Ihre Schuhe zu groß! — — Schnell fertig. Erster Dramatiker: „Mein Einakter wurde mir heute zurückgeschickt." — Zweiter Dramatiker: „Der meinige gleichfalls!" — Erster Dramatiker: „Ah das ist ja famos! Da machen wir aus beiden einen Zweiakter!" — — Ein Vorzug. Onkel (kahlköpfig): „Nun Hänschen, wenn wir zu den Wilden gingen, wen von uns Beiden würden sie wohl zuerst fressen?" — Hänschen: „Dich, Onkel! Dich brauchen sie nicht erst zu rupfen!" („Fliegende Blätter.") — — Ein Gemüthsmensch Sie: „Willst Du schon wieder in's Wirthshaus? An mein Grab wirst Du 'mal wohl nicht kommen?" — Er: „O ja, Weiberl, recht gern sogar!" — — Probat. Hausfrau: „Ja, wieviel Eier schlagen Sie denn eigentlich in den Kuchen, Anna?" — Köchin: „Das erste war faul, Madame und jetzt nehm' ich halt so viele, bis man's nicht mehr riecht!" — — Kühner Schluß. Kaufmann: „Donnerwetter, die Depesche ist ganz unleserlich!" — Märchen: „Wahrscheinlich ist eine Krähe auf dem Drath gesessen, Papa!" („Lust. Blätter.") — — Der medizinische Blaustrumpf. Er: „Ach, theure Laura, wann darf ich den ersten Kuß auf Ihre süßen Lippen drücken?" — Sie: „Bedenken Sie, daß durch Küsse Cholera-Mikroben und Bazillen übertragen werden!" — — Bescheiden. „Sagen Sie, Herr Lieutenant, warum heirathen Sie eigentlich nicht?" — „Aeh, zu schwer für mich, „bessere Hälfte" zu finden!" — — Boshaft. Der Besitzer einer Weingroßhandlung in Berlin läßt auf seinem Grundstück einen sogenannten abessynischen Brunnen errichten. Während ein in demselben Hause seit langen Jahren bediensteter Kutscher mit Interesse das Hantiren der Brunnenarbeiter beobachtet, tritt der Weinhändler hinzu, um sich von dem Fortschreiten des Werkes zu überzeugen. Da beglückwünschte ihn der alte Kutscher treuherzig mit den Worten: „Ne Herr **, wie ick mir freie, det Sie Ihr Geschäft wieder so vergrößern! . . . ."

Verantwortl. Redakteur: C. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.